

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Hildesheimer, Wolfgang  
**»Alles andere steht in meinem Roman«**

Zwölf Briefwechsel

Herausgegeben von Stephan Braese gemeinsam mit Olga Blank und Thomas Wild

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42769-9

SV



*»Alles andere steht in meinem Roman«*

Herausgegeben von Stephan Braese  
gemeinsam mit  
Olga Blank und Thomas Wild

Suhrkamp

Erste Auflage  
© Suhrkamp Verlag Berlin 2017  
Rechtenachweise am Schluss des Buches  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-42769-9

## INHALT

|                                            |             |
|--------------------------------------------|-------------|
| Einführung                                 | 7           |
| Edith und Paul Geheeb                      | 16          |
| Alfred Andersch                            | 38          |
| Gerhard Szczesny                           | 78          |
| Helmut Heißenbüttel                        | 104         |
| Djuna Barnes                               | 132         |
| Hans Magnus Enzensberger                   | 180         |
| Siegfried Unseld, Karlheinz Braun          | 221         |
| Hermann Kesten                             | 328         |
| Hilde Domin                                | 349         |
| Hansjörg Schmitthenner, Dieter Hasselblatt | 368         |
| Marcel Reich-Ranicki                       | 400         |
| Christopher Holme                          | 417         |
| Disparata                                  | 465         |
| Elisabeth Bergner                          | 467         |
| Walter Boehlich                            | 472         |
| Irma Dillmann                              | 481         |
| Max Frisch                                 | 485         |
| Gabriel Jabra (Jabra Ibrahim Jabra)        | 488         |
| Erich Kästner                              | 494         |
| Rasha Al Khalidi                           | 497         |
| Christoph König                            | 501         |
| Wolf Rosenberg                             | 505         |
| Klaus Täubert                              | 507         |
| Giora Teltsch                              | 510         |
| Urs Widmer                                 | 520         |
| Bildteil                                   | nach S. 520 |
| Siglen, Kurztitel                          | 526         |
| Anteile der Herausgeber                    | 527         |
| Namenregister                              | 528         |
| Rechtenachweise                            | 538         |



## EINFÜHRUNG

Wolfgang Hildesheimer war ein dialogischer Schriftsteller. Diese Feststellung mag auf den ersten Blick verblüffen, handelt es sich doch bei zwei seiner berühmtesten Werke, *Tynset* und *Masante*, um *Monologe* eines Ich-Erzählers. Andere Teile seines Werkes scheinen eine solche Auffassung wiederum zu stützen. Seine *Lieblosen Legenden* etwa, aber auch seine Dramen und Hörspiele sind meist von Dialogen bestimmt, oftmals von ausgeprägtem *Dialogwitz*. Ausgesprochen dialogisch sind auch Wolfgang Hildesheimers regelmäßige Einmischungen in den öffentlichen Diskurs, in Form von Reden, Stellungnahmen und Interviews. Im Horizont seines gesamten Werkes wird offenkundig, dass auch *Tynset* und *Masante* ein dialogisches Denken inhärent ist. Zum einen handeln sie von einer krisenhaften, beklagten *Unterbrechung* des Dialogs – und zum andern suchen sie in ihrer stellenweise appellhaften Ansprache des Lesers diesen Dialog gerade wiederherzustellen.

Dieser prominente Stellenwert des Dialogs, des Gesprächs, in Hildesheimers Werk gründete in seiner Überzeugung, dass »nur [noch] durch Intersubjektivität ein objektives Bild des Gegenstandes entstehen kann«<sup>1</sup>. Dies war seine Konsequenz aus der Einsicht, dass jegliches Wissen in der Moderne seine traditionellen Garantien eingebüßt hatte. Die kanonisierten Überlieferungen dessen, was wahr ist – ob religiöser Herkunft oder dem Wissenschaftspositivismus des 19. Jahrhunderts entstammend –, hatten ihre Geltung unwiderruflich verloren.

Diese Überzeugung hatte sich Wolfgang Hildesheimer nicht abstrakt angeeignet, sondern auf dem Weg einer intensiv erfahrenen Zeitgenossenschaft. Der nationalsozialistische Terror in Deutschland, die Bereitschaft anderer europäischer Mächte, diesen Terror zu akzeptieren, schließlich das Ausmaß der Vernichtungspolitik, in das Hildesheimer genauen Einblick während der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse genommen hatte –

all diese Erfahrungen waren geeignet gewesen, vermeintlich unerschütterliches Wissen über die europäische Zivilisation umzustürzen und zugleich die Methode seiner Erzeugung kritisch zu befragen. Der Surrealismus, die Psychoanalyse, die Werke von Franz Kafka, James Joyce und Samuel Beckett stellten Ausdrucksformen und Episteme für diese skeptische Befragung zur Verfügung, deren sich Hildesheimer seit Ende der 30er-Jahre bediente. Das Ergebnis dieser Befragungen blieb stets dasselbe: Die Gewissheiten hatten gravierend abgenommen. Irgend belastbare Einsichten waren nur noch durch Intersubjektivität, durch fortwährenden Austausch zu gewinnen. Ihre kleinste, elementarste Form war der Dialog, das Gespräch.

Dieser erkenntniskritische Stellenwert ist den Gesprächen, die Wolfgang Hildesheimer in seinen zahlreichen Briefwechseln führte, zunächst kaum anzumerken. Seine Korrespondenz mit Redakteuren, Verlegern, Kollegen und Freunden scheint oftmals ganz von jener Sorte alltäglicher Absprachen in Anspruch genommen, die schwerlich als tiefschürfende Verständigungen darüber, was ist (und was nicht ist), zu deuten sind. Hinzu kommt Hildesheimers Ironie, vor der kaum ein Gegenstand in seiner Korrespondenz sicher ist. Sie verleiht seinen Briefwechseln sehr häufig Leichtigkeit und ein Air der Großzügigkeit, von der sich seine Briefpartner gerne anstecken ließen, auch wenn es um durchaus belangvolle (Streit-)Themen ging.

Doch der besondere Status, den der Austausch von Meinungen und der Vergleich der eigenen Wahrnehmung mit der der Kollegen und Freunde für Hildesheimer hatte, tritt auf verschiedene Weise in seinen Briefwechseln immer wieder unmittelbar hervor. Er äußert sich ganz direkt in der Bitte an seinen Verleger Siegfried Unseld, Vorabdrucke aus *Tynset* zu gestatten, weil er »(ich vielleicht besonders) abhängig von einer gewissen Resonanz [sic]« sei und das Bedürfnis habe, sich »durch das Urteil derer, die für meine Prosa empfänglich sind, kontrollieren zu lassen« (8. April 1963). Gleichfalls deutlich wird das Gewicht solchen Austauschs für Hildesheimer in seiner intensiven Auseinandersetzung mit Gerhard Szczesny über sein Theater

des Absurden. Doch die Bedeutung, die das stete Echo des Dialogs für Hildesheimer hatte, beschränkte sich keineswegs auf die eigenen Werke. Das zeigt etwa sein briefliches Gespräch mit so unterschiedlichen Autoren wie Hermann Kesten und Djuna Barnes: Während er in Kesten auf Anhieb einen Briefpartner erkannte, mit dem er sich im kritischen Urteil über Deutschland spontan, geradezu in Kürzeln, verständigen konnte, war er in der amerikanischen Kollegin einer Wahlverwandten begegnet, mit der er – in seiner Übersetzung ihres Romans *Nightwood* – geradezu einen gemeinsamen Gang ins Innere der literarischen Moderne hatte unternehmen können.

Doch diese Beispiele markieren nur mit besonderem Nachdruck jenen Stellenwert, der grundsätzlich noch dem beiläufigsten Brief in Hildesheimers Korrespondenz zukommt: als Bestandteil seiner Bemühung, »ein objektives Bild des Gegenstands« zu gewinnen. Gerade seiner Ironie kam dabei eine tragende Funktion zu. Sosehr sie dazu geeignet war, alles unangemessen Steife, unnötig Ernste beiläufig aufzulösen, so sehr öffnete sie zugleich einen Raum der Mehrdeutigkeiten, der noch die vermeintlich »technischste« Korrespondenz mit der Chance versah, in eine *andere* Form des Austauschs – in einen Dialog – einzutreten.

Wolfgang Hildesheimer ist auf viele Briefpartner getroffen, die diese Chance wahrgenommen haben. Dass beispielsweise in den Rundfunkredaktionen während der 1950er- und 1960er-Jahre veritable Schriftsteller wie Alfred Andersch und Helmut Heißenbüttel saßen, war dabei hilfreich. Darüber hinaus vertrat diese Rundfunkkultur den Bildungsauftrag der öffentlich-rechtlichen Anstalt mit einer Verve, die sich noch aus der Aufbruchstimmung der unmittelbaren Nachkriegszeit speiste. In Siegfried Unseld und seinem Lektor Karlheinz Braun wiederum traf Hildesheimer auf Persönlichkeiten, die nicht nur von einer persönlichen Leidenschaft für die Literatur angetrieben waren, sondern auch um die historische Funktion wussten, die der Durchsetzung einer tatsächlich zeitgenössischen, einer modernen Literatur in der Bundesrepublik zukam. Sie erfüllten in hohem Maß die Voraussetzungen für jenen intersubjektiven Aus-

tausch, für jenen paritätischen Dialog, den Hildesheimer sich wünschte. Doch bedeutete dies keinesfalls, dass der Schriftsteller den Auffassungen seiner Gesprächspartner nur ergeben lauschte und seine eigenen entsprechend anpasste. Im Gegenteil: Im Austausch gerade mit Verlegern und Redakteuren – neben Andersch, Heißenbüttel und Szczesny etwa auch mit Marcel Reich-Ranicki von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* – erwies sich Wolfgang Hildesheimer als ein Autor und Vertragspartner, der nicht nur die jeweiligen technischen Bedingungen seiner Medien und die mit ihnen verknüpften organisatorischen Abläufe sehr genau kannte, sondern mit großer Verhandlungsraffinesse und Ausdauer seinem künstlerischen Ausdrucksbegehren anzupassen versuchte. Gerade Hildesheimers Briefwechsel mit den Rundfunkredaktionen legen offen, dass für ihn die Arbeit am literarischen Kunstwerk nicht mit der Einsendung des Skripts abgeschlossen war, sondern dass die Durchsetzung und Sicherstellung seiner konkreten Umsetzung nicht minder zur genuinen Verantwortung des Künstlers für sein Kunstwerk gehörten.

Doch der westdeutsche Literaturbetrieb war nur *ein* Bestandteil von Wolfgang Hildesheimers Lebens- und Erfahrungswelt. Gleichzeitig hielt er Verbindung zu kulturellen Sphären aufrecht, die den meisten seiner deutschen Kollegen völlig unbekannt waren. Die Bedeutung praktischer Intersubjektivität mochte sich für Hildesheimer gerade auch in diesen ›anderen‹ Kontakten erweisen. Mit Christopher Holme verband ihn eine lebenslange Freundschaft, seitdem sie von 1943 bis 1946 gemeinsam im britischen Public Information Office in Jerusalem tätig gewesen waren. Beide hatten sie dort ein angelsächsisch geprägtes, multiethnisches und multikulturelles Milieu erlebt, das nach dem Beschluss über den Teilungsplan der UNO, dem Abzug der Briten aus Palästina und dem anschließenden Krieg zerschlagen worden und rasch in Vergessenheit geraten war. Holme, der von 1948 an bei der BBC arbeitete, wirkte als Übersetzer für Hildesheimer, setzte sich bei Verlagen, Redaktionen und Theatern für dessen Werk ein und blieb über Jahrzehnte sein wichtigster Verbindungsmann zum englischsprachigen Kul-

turraum. Ihr Briefwechsel dokumentiert ihre enge Kooperation – etwa im Zusammenhang mit Hildesheimers Drama *Mary Stuart*. Ihre Korrespondenz repräsentiert zugleich eine für Hildesheimers literarisches Werk konstitutive Zweisprachigkeit, deren Wurzeln in der Erfahrung Jerusalems zur Mandatszeit lagen. Diese Zusammenhänge mögen kaum einem von Hildesheimers deutschen Kollegen in der Gruppe 47 bekannt gewesen sein, wenn sie den wiederholt eingeladenen Gast aus London auf ihren Tagungen bemerkten.

Nur noch Spuren sind erhalten von einem weiteren Element aus Wolfgang Hildesheimers Lebenswelt, das nicht nur dem deutschen Literaturbetrieb, sondern auch der Forschung bis vor kurzem weitgehend unbekannt geblieben ist: seinem arabischen Freundeskreis. Die wenigen erhalten gebliebenen Briefe – von Ibrahim Jabra und an Rasha Khalidi – werfen ein Licht auf diese Beziehungen und lassen die immense Bedeutung erahnen, die Wolfgang Hildesheimer ihnen beigemessen hat.<sup>2</sup> Eine Ausnahmestellung in der hier versammelten Korrespondenz nehmen schließlich die Briefe ein, die Hildesheimer – als sehr junger Mann – an Paul und Edith Geheeb schrieb, die Leiter der Odenwaldschule, deren Schüler er bis 1933 gewesen war. Diese Dokumente gewähren aufschlussreiche Einblicke in Hildesheimers Leben vor Einsetzen seiner schriftstellerischen Arbeit in deutscher Sprache. Der Austausch mit Hilde Domin sowie einige Disparata – darunter ein Gutachten von Max Frisch, das Hildesheimer dabei helfen sollte, sich 1957 in der Schweiz niederzulassen, und die aufwendig gestalteten Briefcollagen, die Hildesheimer an seinen Neffen Giora Teltsch nach Haifa schickte – runden die vorliegende Sammlung ab. Gerade der Vergleich der Briefe von und an Domin mit denen an Giora Teltsch demonstriert noch einmal die Spannweite von Hildesheimers dialogischer Praxis. Während der Briefwechsel mit Domin Mitte der 60er-Jahre um eine Selbstverständigung der beiden jüdischen Autoren und um mögliche Kooperationen kreist, deuten die Briefe an den Neffen bereits auf den Rückzug in eine Welt der Kalauer und der Anspielungen, die – ähnlich dem Spätwerk *Mitteilungen an Max über den Stand der Dinge und anderes* – durch

die Ansprache stets noch auf die Anwesenheit und die Reaktion des Gesprächspartners spekulieren.

Die hier versammelte Korrespondenz legt nicht zuletzt das enorme Geschick Wolfgang Hildesheimers offen, den unterschiedlichsten Briefpartnern, in ihren sehr unterschiedlichen Rollen und Funktionen, je individuell zu begegnen. Die Korrespondenz zeigt Hildesheimer *im Dialog*. Dieser Dialog umspannt das ganze Spektrum menschlicher Mitteilungen, von der Terminabsprache bis zum existentiellen Bekenntnis. Da diesem Dialog nichts Menschliches fremd ist, schließt er auch Banales und Triviales ein. Das tangierte jedoch nicht den Status, den Hildesheimer ihm zumaß: Außerhalb des Dialogs gab es kein Wissen mehr.

»Alles andere steht bereits in meinem Roman«, schreibt Hildesheimer einmal scherzhaft an seine Schwiegermutter aus einem Urlaub in Griechenland.<sup>3</sup> Die beiläufige Bemerkung deutet auf das innig komplementäre Verhältnis, das Briefwechsel und literarisches Werk für Hildesheimer einnahmen: Das eine ist ohne das andere nicht denkbar. Dies belegen die hier vorgelegten Briefe auf eindruckliche Weise.

Wolfgang Hildesheimers Briefwechsel mit Hilde Domin und Hermann Kesten sowie mit den Leitern der Odenwaldschule, Paul und Edith Geheeb, werden in diesem Band erstmals vollständig wiedergegeben.

Bei allen anderen Briefwechseln jedoch standen die Herausgeber vor der Aufgabe, auf der Basis ihrer Kenntnis des jeweiligen Gesamtbestands eine sprechende Auswahl zu treffen. Im Austausch mit Alfred Andersch, Helmut Heißenbüttel oder Marcel Reich-Ranicki, die in redaktionellen Zusammenhängen arbeiteten, stehen immer wieder Fragen rein technischer Art, Terminabsprachen oder finanzielle Details im Mittelpunkt; in der umfangreichen Korrespondenz mit Djuna Barnes gibt es eine Fülle von Listen, in denen Hildesheimer um die Überprüfung seiner Übersetzung einzelner Vokabeln oder idiomatischer Wendungen bittet; und der Briefwechsel Hildesheimers mit Siegfried Unseld und Karlheinz Braun kreist lange um die

komplexe rechtliche Bindung an den Kurt Desch Verlag. Ein primäres Auswahlkriterium bestand darin, unter Wahrung eines repräsentativen Einblicks in Themen, Tonlage und Entwicklung der jeweiligen Korrespondenz, diese – etwa durch die Hervorhebung bestimmter thematischer Zentren – behutsam mit einer Dramaturgie zu versehen und sie so als Erzählstück lesbar zu machen. Alle hier vorgestellten Briefwechsel legen somit das Verhältnis Hildesheimers zu seinem jeweiligen Briefpartner, oft auch in seiner Entwicklung, dar; sie stellen Hildesheimer selbst als – oftmals sehr verschiedengestaltigen – Briefautor vor; und sie öffnen darüber hinaus einen Blick ins Innere des Literaturbetriebs der Nachkriegsjahrzehnte.

Einen eigenen Status nehmen die zum Schluss des Bandes versammelten Disparata ein. In Anbetracht der Bedeutung, die einigen Briefdokumenten für das Verständnis biographischer und werkgeschichtlicher Aspekte Hildesheimers zukommt, wurde hier für eine streng begrenzte Anzahl von Dokumenten auf das Prinzip des Briefwechsels – meist wegen Ermangelung der Gegenbriefe – verzichtet.

Sämtliche hier publizierten Briefdokumente wurden in ihrem vollständigen Wortlaut aufgenommen. Dabei wird die ursprüngliche Gestalt der Korrespondenz so weit wie möglich wiedergegeben. (Dies betrifft auch die Irregularität von Einzügen.) Insbesondere wurden Eigenheiten der Schreibweise übernommen, die – vor allem bei Hildesheimer – oftmals im Wechsel von Ländern, Sprachen und Sprachgewohnheiten, manchmal auch der Schreibmaschinen, ihre Ursache haben. Offensichtliche Schreibfehler wurden korrigiert. Wo Zeit- und Ortsangaben fehlten, aber rekonstruierbar waren, wurden sie, wie alle Einfügungen der Herausgeber, in eckigen Klammern ergänzt.

Mit Ausnahme von zwölf Dokumenten werden sämtliche Briefe dieses Bandes erstmals abgedruckt.<sup>4</sup>

Ohne die Unterstützung einer Vielzahl von Menschen wäre diese Briefausgabe nicht möglich gewesen. An erster Stelle gilt unser Dank Prof. Christa Geitner-Vanriet und Inge Thurner, die

diese Ausgabe mit wichtigen Hinweisen auf mögliche Fundorte bisher unbekannter Briefe und einer großzügigen Erlaubnis zur Einsicht in die verschiedensten Dokumente im Umfeld von Wolfgang Hildesheimers Biographie unterstützt haben. Ebenso unverzichtbar war die Unterstützung durch Franka Köpp vom Archiv der Akademie der Künste Berlin-Brandenburg sowie durch Dr. Jan Bürger vom Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar und ihre Teams, die den Zugang zu einer Vielzahl von Briefen ermöglichten. Gleichfalls gilt unser Dank den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in zahlreichen weiteren Archiven, so denen des Bayerischen Rundfunks, des Südwestfunks, der Monacensia München, der Bodleian Library Oxford, der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der University of Maryland, Washington, D. C. Darüber hinaus haben zahlreiche Privatpersonen durch ihre großzügige Erteilung von Abdruckgenehmigungen zu diesem Band beigetragen. Dr. Kurt Groenewold (Hamburg) unterstützte unsere Arbeit in den Archiven durch eine substantielle Finanzierungshilfe. Zwei unverzichtbare Werke verdienen an dieser Stelle mit Dank an ihre Verfasser hervorgehoben zu werden, da sie so häufig benutzt wurden, dass wir sie nicht jeweils erneut nachgewiesen haben: Volker Jehle, *Wolfgang Hildesheimer. Eine Bibliographie*, Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 1984, sowie Artur Nickel, *Hans Werner Richter – Ziehvater der Gruppe 47. Eine Analyse im Spiegel ausgewählter Zeitungs- und Zeitschriftenartikel*, Stuttgart: Verlag Hans-Dieter Heinz 1994. Nicht zuletzt danken wir dem Suhrkamp Verlag und insbesondere Dr. Wolfgang Kaußen, welche die Entstehung dieses Bandes frühzeitig unterstützt haben, sowie Sascha Tucharth für die Einrichtung des Manuskripts.

Aachen, im Februar 2017

Stephan Braese

- 1 Wolfgang Hildesheimer, »Die Subjektivität des Biographen«, in: ders., *Das Ende der Fiktionen – Reden aus fünfundzwanzig Jahren*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 123–138, hier: S. 136.

- 2 Vgl. Hadara Lazar, *Out of Palestine – The making of modern Israel*, New York: Atlas & Co. 2011, S. 79 ff., sowie Stephan Braese, *Jenseits der Pässe: Wolfgang Hildesheimer – Eine Biographie*, Göttingen: Wallstein 2016, S. 113 ff.
- 3 Vgl. in diesem Band S. 483.
- 4 Wolfgang Hildesheimers Korrespondenz mit Hermann Kesten erschien als Vorabdruck im *treibhaus – Jahrbuch für die Literatur der fünfziger Jahre*, Bd. 12: Wolfgang Hildesheimer, München: edition text + kritik 2016, S. 17–36.

## PAUL UND EDITH GEHEEB

»Lieber Paulus! Wenn du jedes mal, wenn ich an dich gedacht habe, einen Brief bekommen hättest, dann hättest du schon ganze Kisten voll, aber gerade wenn man so weit weg ist, kann man sich so schwer entschließen aus Angst, sentimental zu werden oder Heimweh zu bekommen.« Mit diesen Zeilen aus dem Jahr 1935 richtet sich der 18-jährige Wolfgang Hildesheimer, wahrscheinlich erstmals seit seiner Emigration aus Europa 1933, an den ehemaligen Direktor der Odenwaldschule. Die ironische Übertreibung versucht den Trennungsschmerz von der einstigen Heimat eher einzuhegen als zu verhehlen; und diesen Schmerz mochte sein Adressat umso besser nachempfinden können, als auch er unterdessen Deutschland verlassen hatte. Vor allem jedoch rufen diese Eröffnungszeilen sogleich ein Vertrauensverhältnis zwischen dem ehemaligen Schüler und dem Pädagogen auf, das für die Verhältnisse der 1930er-Jahre völlig ungewöhnlich und nur durch die Erfahrung der berühmten Reformschule möglich gewesen war.

Paul Geheeb (10. Oktober 1870 Geisa/Rhön – 1. Mai 1961 Hasliberg, Goldern/Schweiz) studierte Theologie in Berlin und Jena und interessierte sich frühzeitig für Reformbewegungen wie die deutsche Sozialdemokratie und die frühe deutsche Frauenbewegung. Nach dem Abschluss seines Studiums mit dem Staatsexamen war er als Pädagoge an den Landerziehungsheimen in Haubinda (1902-1906) und Wickersdorf (1906-1909) tätig. 1909 heiratete er Edith Cassirer (1885-1982). Die Tochter des Kaufmanns und Fabrikanten Max Cassirer hatte sich in der Sozialarbeit engagiert und sich am Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus fortgebildet. Unter anderem war sie als Kindergärtnerin tätig gewesen. Paul Geheeb und Edith Cassirer hatten sich in Wickersdorf kennengelernt. Die finanzielle Unterstützung durch Edith Geheeb's Vater ermöglichte 1910 die Gründung der Odenwaldschule in Ober-Hambach bei Heppenheim an der Berg-

straße. In diesem Institut suchte Paul Geheeb konsequent seine Auffassung einer lebensreformerisch geprägten Erziehung umzusetzen. Gemäß der Pindar'schen Maxime »Werde, der du bist!« zielte die pädagogische Praxis an der Odenwaldschule darauf ab, die Schülerinnen und Schüler zu sowohl sich selbst als auch der Gruppe und der Gesellschaft gegenüber verantwortlichen Individuen zu erziehen. Dies sollte insbesondere die Qualifikation zu einer unabhängigen Kritik an der modernen Gesellschaft einschließen. In seiner programmatischen Ansprache »Die Odenwaldschule im Lichte der Erziehungsaufgaben der Gegenwart« (1930) formulierte Geheeb als zentrales Lernziel die Befähigung, »gegen den Strom zu schwimmen, der Mode und Konvention auf äußeren und geistigen Gebieten und allem, was jeweils ›modern‹ genannt wird, souverän gegenüberzustehen, entschlossen Front zu machen gegen die besonderen Unarten und Entartungserscheinungen jeder Zeit und ihr ganzes Leben hindurch, bis zum letzten Atemzug, um eine immer vollkommene Gestaltung ihres Menschentums zu kämpfen!«<sup>1</sup>

Zur Erreichung dieser Ziele praktizierte Geheeb an der Odenwaldschule eine konsequente Koedukation, die Ablösung des traditionellen Fachunterrichts sowie die Einbeziehung der Schülerschaft in die Selbstorganisation der Schule. Mädchen und Jungen wurden nicht nur zusammen unterrichtet, sondern bewohnten auch gemeinsam die Häuser des Internats. Ein jahrgangsübergreifendes Kurssystem räumte den Schülerinnen und Schülern weitreichende Wahlmöglichkeiten ihres Lernstoffs ein, statt der Erteilung von Zensuren fanden Gespräche über das Leistungsvermögen mit den Lehrern statt. Nahezu alle Belange der schulischen Selbstorganisation wurden in der regelmäßig zusammentretenden sogenannten »Schulgemeinde« ausführlich diskutiert und gegebenenfalls zur Abstimmung gestellt, »mit ›gleichem Stimmrecht‹ für alt und jung«.<sup>2</sup> Besonderen Wert legte Geheeb ferner auf die praktische Einübung einer überkonfessionellen Einstellung und eines internationalen Umgangs. Zu diesem Zweck achtete er auf eine entsprechende Diversität der Schülerschaft. Für 1931 gab Geheeb an, dass der Anteil auslän-

discher Schüler ein Fünftel, jener jüdischer Schüler ein Sechstel an der Gesamtschülerschaft der Odenwaldschule ausmachte.<sup>3</sup>

Seit etwa Mitte der 1920er-Jahre genoss die Odenwaldschule ein hohes, auch internationales Prestige als eine der führenden Reformschulen Europas.<sup>4</sup>

Wolfgang Hildesheimer besuchte die Odenwaldschule – ausweislich seines Abgangszeugnisses – vom 2. September 1930 bis zum 22. Juli 1933.<sup>5</sup> Wahrscheinlich begegnete er Paul und Edith Geheeb das erste Mal aus Anlass seiner Einschulung. Sein Briefwechsel mit ihnen bezeugt auf vielfältige Weise, dass in diesen Jahren der Grund für ein ausgesprochen vertrauensvolles, auch in akuten Notsituationen belastbares Verhältnis gelegt wurde. Bereits die Anrede Paul Geheeb's mit »Paulus« – Praxis von Generationen von Odenwaldschülern – und die Edith Geheeb's mit »Tante Edith« geben darauf einen Hinweis. Vor allem jedoch legen die Mitteilungen in Hildesheimers Briefen offen, wie unverstellt er mit beiden sprechen konnte. Sein Brief aus dem Jahr 1935 stellt eines der raren erhalten gebliebenen Schriftzeugnisse dar, in denen Wolfgang Hildesheimer einen Einblick in seine Befindlichkeit im Palästina dieser Zeit gewährt. Die auffälligen Schreibfehler gerade in diesem Brief werden dabei erkennbar als Signatur einer Umstellung: der Entfernung von deutscher Schreibpraxis in einer anderen Sprachumgebung, wie sie für die Emigration charakteristisch war. Als in den ersten Septembertagen 1939 der Kriegsausbruch in Europa zu einem Chaos an den Grenzen und in den Bahnhöfen und Häfen führte, landete Hildesheimer mittellos in der Schweiz. Der Brief, in dem er Edith Geheeb um finanzielle Unterstützung bittet (5. September 1939), gibt ebenfalls eine sprechende Momentaufnahme in einem Augenblick höchster politischer Spannung in ganz Europa.

Die überlieferte Korrespondenz zwischen Wolfgang Hildesheimer und Paul bzw. Edith Geheeb ist hier vollständig abgedruckt.

1 Paul Geheeb, »Die Odenwaldschule im Lichte der Erziehungsaufgaben der Gegenwart« (2. Juni 1930), hier nach Eva Cassirer u. a. (Hg.), *Erzie-*

*hung zur Humanität. Paul Geheeb zum 90. Geburtstag*, Heidelberg: Lambert Schneider 1960, S. 131-154, hier: S. 138.

<sup>2</sup> Ebd., S. 142.

<sup>3</sup> Vgl. Dennis Shirley, »Die Odenwaldschule im nationalsozialistischen Deutschland«, in: Margarita Kaufmann und Alexander Priebe (Hg.), *100 Jahre Odenwaldschule. Der wechselvolle Weg einer Reformschule*, Berlin: vbb 2010, S. 75-89, hier: S. 77.

<sup>4</sup> Ebd., S. 76.

<sup>5</sup> WHA 904.

[1] *Wolfgang Hildesheimer an Paul Geheeb*

[ohne Datum, 1935]

Lieber Paulus!

Wenn Du jedes mal, wenn ich an dich gedacht habe, einen Brief bekommen hättest, dann hättest Du schon ganze Kisten voll, aber gerade wenn man so weit weg ist, kann man sich so schwer entschliessen aus Angst, sentimental zu werden, oder Heimweh zu bekommen.<sup>1</sup> Ich will also versuchen, einen möglichst vernünftigen Brief zu schreiben.

Ich war nie ein guter Kamerad, obwohl immer ein begeisterter Odenwaldschüler,<sup>2</sup> die warhaft guten Seiten der Odenwaldschule hatte ich noch nie so richtig verstanden, ich war wahrscheinlich noch zu unreif dazu. Auch wäre ich wahrscheinlich vollkommen verlottert, weil ich nicht genug Selbstverantwortung hatte.<sup>3</sup> Ich bin also gerade zur rechten Zeit abgegangen,<sup>4</sup> so dass noch etwas aus mir werden konnte (oder werden kann). Dazu bin ich jetzt gerade auf dem besten Wege, obwohl ich mich eigentlich noch nicht so entgültig entschlossen habe. Augenblicklich lerne ich tischlern<sup>5</sup> (schon seit 1 ½ Jahren) und mache ganz gute Vortschritte. Es interessiert mich, obwohl ich es manchmal gründlich satt habe. Aber so geht es ja mit allem. Wenn ich meine Lehrzeit beendet habe (in 1 ½ Jahren) werde ich nach Europa kommen, um eine entgültige Berufsausbildung zu bekommen, es kommen in Frage Kunstgewerbe, Innendekoration und dergleichen.<sup>6</sup> Ich werde Dich dann jedenfalls besuchen.<sup>7</sup>

Willst Du nicht vielleicht einen Tag der ehemaligen Odenwaldschüler machen? Vielleicht an Deinem 65sten Geburtstag??

Über Palästina kann ich eigentlich nichts schreiben, ich habe mich hier dermassen eingelebt, dass ich schon garnicht mehr weiss, was Euch Ausländer eigentlich interessiert und was nicht. Die Europäer leben hier ihr Leben und die Orientalen das ihre. Es besteht eigentlich keine Bindung, dazu sind die Unterschiede auch zu gross. –